

(Nachdruck verboten.)

351

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

(Schluß.)

Rejer kam immer zwei, drei Tage früher als die Boote, und in diesen zwei, drei Tagen, in denen er nicht beschäftigt war, herrschte heller Sonnenschein im Hause.

Er glaubte immer unerwartet zu kommen; allein man kannte ihn und hielt scharf Ausguck, so daß bei der Landungstreppe ihn schon Sara mit der Kinderschar umdrängte. Da kriegte die Frau aber gewöhnlich seine Bärenstapen zu fühlen. Sein Gruß bestand zumeist darin, daß er sie halb emporhob und ihre solide Gestalt in der Unbändigkeit seiner Freude auf der Brücke herumshawang. „Immer gleich schön! Immer gleich spanisch! Ist das ein Weib!“

„Und wie ist es ausgefallen?“ fragte sie im Hinaufgehen.

„Brav bei den meinigen, schlecht bei denjenigen, mit welchen ich in Compagnie bin! Immer zu spät! Immer der eine nur im Kielwasser des andern, ganz wie die Heringe. Das ist Naffjorder Art! Sie krabbeln und kriechen, schwerfällig wie die Schildkröten.“

„Hast Du bei ihnen viel verloren, Rejer?“

„Ach, deshalb, — ich bin nun dennoch zu zwei-, dreitausend gekommen!“

Und damit verschwand die Schar im großen Hause, auf dessen blanem Schiefer und auf dessen Fenstern die Märzsonne mit dem ihr eigentümlichen, stechenden Frühlingslicht bligte.

In der Stube drinnen war sein gewöhnliches Kunststück, mit fünf oder sechs Kindern, die ihm auf den Armen, auf Hals, Schultern und Rücken saßen, herumzuwandern, gehörig bewundert worden und hierauf hatten sie die Wichtigkeit der Stricke geprüft, durch welche die Größe jedes Einzelnen am Thüftod ausgezeichnet war — Kopf an Kopf, in allen Haarfarben prangend, von der lichtblonden der Mutter an bis zu Rejers rotbrauner.

Nun saß der Heimgekehrte bequem auf dem Sofa, während Sara ihn lebhaft und ausgerannt alles mitteilte, was seit seiner Abreise geschehen war.

„Und nun kann Jnger die ganze biblische Geschichte bis zum Neuen Testament . . . und Theodor hat für Dich in der Geographie Norwegen, Schweden und Dänemark gelernt.“

„Schön, schön!“

„Und höre einmal, was ich mir mit dem Garten ausgedacht habe: ihn wenigstens um das Vierfache zu erweitern! Ich werde mich auf Morellen und Kirschen verlegen, vielleicht auch auf Aepfel, — das soll mein Betriebszweig werden!“

„Recht so, Sara! Nur drauf los! Setze die Leute in Thätigkeit. Wenn ich an die armen Teufel hier ringsum denke; eigentlich war ja ich es, der sie zum Heringsfang gebracht hat! Seht es jedoch einmal schief, so ist es dafür auch, als müßte ich es verantworten. Obschon ich wohl sagen darf, daß ich mein Bestes gethan habe, um sie aufzurütteln! Hätten sie Boote nach ihrem Ebenbild, so wären es Boote mit verkümmertem Kiel, verkümmertem Steven, krummem Steuer, gewundenem Mast und hängendem Segel, schief, rubrig und träglüßig. Die alte Landdrabbe steckt in ihnen, die aufs Geratewohl vorwärts und warten will, bis alles ihr in die Hand fällt, statt geradeaus darauf los zu fahren! Und weißt Du, worauf ich nun sinne, Sara? Kleine Waldkomplexe zu kaufen und aus dem Holze Jachten zum Verkaufe zu bauen; das könnte sich lohnen.“

Und Du hättest auch im Sommer etwas zu thun, Rejer, denn da kannst Du, wie Du weißt, manchemal beschwerlich werden!“ sagte Sara lachend.

„Ja wohl, das wichtigste dabei wäre aber, daß die Naffjoringe dadurch stärker aufs Meer hingewiesen würden, denn so brauchen sie geraume Zeit dazu, die Dursche!“

Der warme bewundernde Blick, mit welchem Sara die neue Idee aufnahm, zeigte, daß sie die Frau war, welche ihn verstand.

16.

Ein halbes Duzend Jahre weiter im Leben. Die Hammernäsöhre, die so mancherlei Stürme ausgehalten und so viele Sprossen des Juhlgeschlechtes kommen und gehen gesehen, hatte einen ihrer gewaltigen Nester verloren. Sie stand nun auf der Höhe droben mit einer Spalte und einem schwarzen, fressenden Loch in ihrem Stamme; doch streckte sie den einen Arm so verdreht und so knorrig und trotzig aus wie nur jemals zuvor und schaute hinab auf die blinkenden blauen Dachschiefer der Hammernäsbuscht. Dort war alles im Wachsen und Blühen und Gedeihen, wenigleich auch etwas mühsam, da die Männer jetzt, um die Winterzeit, auf Heringsfang aus waren.

Auf dem Hügel lagen Kreuz und quer die Spuren von Schneeschuhen und Handschlitten, von großen Füßen und kleinen Füßen, Fährten, welche die Knaben und Mädchen auf ihren täglichen Botengängen und Besuchen bei Tante Ottilie droben zurückließen; denn diese saß noch immer auf Hammernäs und beachtete es gar nicht, „daß es im Gebäude spulte!“

Draußen auf den Tristholmen war das Lagerhaus zu einer förmlichen Sulzerei mit einer Plattform voran angewachsen; Rejer Juhl hatte hier viel Geld hineingesteckt, aber auch manchen guten Schilling herausgezogen.

Und nun, mitten im Winter, Dienstag, den achtzehnten Februar, befand er sich in einem schrecklichen Wetter draußen. Der Sturm rüttelte Stoß um Stoß am Holzbau, während Rejer drinnen umherging; unten im engen kleinen Hafen lag seine kleine Jacht vor zwei Ankern und einer Warp und zerrte und tauchte, so daß der Schaum ihr über den Bug sprühte.

In Wasserstiefeln ging er in der grauen Morgenstunde auf und ab; einige Seeleute standen an die halbdunkle Wand gelehnt und warteten auf Bescheid. Er wanderte, mit den Händen auf dem Rücken, auf und ab und sie sahen, daß es in ihm stark gärte. Das furchige, scharfe Gesicht mit den graugesprenkelten Bartzotten war um den Mund herum zusammengepreßt und hart wie Stein.

Er räusperte sich und räusperte sich . . .

„Die Jacht hält sich!“ bemerkte sein Sohn Jan.

Rejer Juhl antwortete nicht, ging nur auf und ab . . .

„Nun, Anders!“ rief er, als dieser eintrat. Es war sein bester Watenbaas, der „alte Baas“, der auf Ausguck droben gewesen. „Meinst Du, daß er noch mehr nach Süden umspringt?“

„Fast ganz Südwest! Das bedroht die Stangen im Norden. Drei Batnetzplätze gerade in der Strömung drin! Die spart es nicht! Das sind viel tausend Tonnen Hering, die zum Teufel gehen . . . kann ein schwerer Tag werden für den „Naffjord“! Es wären wohl Trossen und Warpe nötig, wenn die Rege halten sollen!“

„Am ärgsten steht es um Martin Sorhagens große Stange!“ bemerkte jemand.

Der Sturm packte wieder die Dachsparren.

„Gut, daß wir nur an dieser einen Anteil haben, Vater!“

Rejer wendete sich heftig um: „Gut, gut!“ wiederholte er. Er ging zur offenen Thür und schaute hinaus. „Das Wetter ist nicht ärger, als daß wir mit ein paar tüchtigen Leuten hinausschlagen und Trossen und dergleichen mitführen, wir haben den Tag für uns.“

Niemand antwortete.

Rejer wendete ihnen grimmig den Rücken zu. . . . „Gm, hm!“

Der Wind zerrte am Gebälke. Wieder guckte Rejer hinaus; es raste über die Holmen hin.

„Al der Hering wieder ans Meer verschwendet! Ich denke, wir gehen drauf los!“ entschied er. „Es wäre eine Schmach, wenn wir mit allem notwendigen Gerate hier liegen blieben und all den Segen dem Meere wieder überließen. Nun, Anders?“

Anders war willig.

„Ich gehe mit Dir, Vater!“ sagte Jan.

„Du bleibst hier!“ lautete die kurze Antwort.

Zwei andre boten sich an und sogleich begannen die Leute alles klar zu machen.

Jan wanderte unruhig am Strand herum und wagte gegen den Vater allerlei Anspielungen, daß es mit einem Landungsplatz dort nordwärts schlecht aussehe.

Es kostete nicht wenig Mühe, in der Flutwelle die Lauge, Trossen und Negwarpe an Bord zu bringen.

„Heute will ich mit Dir, Vater!“

Schon stellte Jan den Fuß auf die Bootplanke, als sein Vater, der auf der Ruderbank saß, sich plötzlich umdrehte und seinem sechsundzwanzigjährigen, verheirateten Sohn einen Stoß in den Rücken gab, der ihn unvermuthet über den glatten Tang zwischen das Ufergeröll hinschleuderte.

Zugleich stießen sie ab und bald langte die Nacht mit Nejer und drei Mann Besatzung an Bord, den Südwind im Rücken, durch Seeschaum und Gischt dahin. Das war ein Sturzbad!

Jedoch um Mittag näherten sie sich auch schon den Stangen, und höchste Zeit war's. Besonders die große äußerste Wale war ungemein gefährdet und es galt, bei der schwierigen Lage, in welcher die Nacht selbst sich mitten im Seegang befand, noch allerlei dünne Trossen und Warpe zu befestigen. Die Wassertonne wurde in eine Boje verwandelt, um das Netz besser flott zu erhalten und der kleine Reserveranker abgegeben, da die Wale sich an ihren Dreggen abzuwehen drohte.

Es war ein Spiel um hohe Werte, allein diese schienen nun auch ziemlich gesichert; nur war Nejer's Nacht für diese Nacht ohne Hasen und mußte in der Dämmerung wieder weiter segeln, um im Lee der Insel auf der andern Seite der Fjordmündung Schutz zu suchen.

Wie der Sturm stets zunahm und wie hoch das Meer ging! Das beobachtete Jan auf dem Tristholm voll Angst in jener Nacht, bis der Orlan so anwuchs, daß die Dachsteine herabzufliegen begannen und sie genug zu thun hatten, das Lagerhaus durch Trossen zu sichern. Jan hoffte nur, sein Vater habe sich in einer Eund schleudern lassen und hier das Festland gewonnen. Nach seiner Herzensmeinung hatte er einen unverständigen Vater, dem man ein andermal den Kappzaum anthun müsse.

Aber draußen auf dem Meere lag Nejer in seiner Nacht und führte so große Segelstümpfe, als der Mast nur vertritt, und presste die See, so daß die Spanten krachten und das Stebenholz zitterte. Der Wind hatte sich nun mehr westwärts gedreht, so daß Nejer für die Nacht hohe See gewinnen mußte. Das Leuchtfeuer hatten sie fortwährend im Lee, aber sie konnten es nur wahrnehmen, wenn sie gerade nicht mitten in den Wogen staken.

„Eine ernste Geschichte, Jungen, für jeden, der nicht gewöhnt ist, eine Nacht zu segeln!“ sagte Nejer, als sie spät in der Nacht eine fürchterliche Sturzsee genommen hatten. „Wir haben auf dem Lande ein gutes Licht im Leuchter; in diese Richtung gehen wir nicht, und wenn man uns bezahlt!“

Aber bald zeigte sich's, daß sie dennoch in diese Richtung mußten.

Es herrschte ein gewaltiger Sturm und der Wind war ganz nach Westen umgesprungen, — ein wahrer Landwind und dazu Landströmung! Da half nichts, und durch die weiße See und die schwarze Nacht ging's der Küste zu.

„Aufs Feuer könnten wir verzichten, Jungens!“ bemerkte Nejer trocken. „Wie sanft der Wind sich anläßt, seitdem wir ihn hinter uns haben. Er weiß, der Racker, eben, was wir vor uns haben,“ fügte er leise bei und nickte gegen die Küste hin.

„Uebrigens, Du, Anders!“ sagte er mit einer gewissen Heiterkeit zum alten Vaas, der neben ihm an die Ruderstange gesurret da stand; „der Westwind half der Nafforder Walmstange gehörig; nun kommen sie gut durch.“

„Nawohl, sie — kommen gut durch!“ meinte Anders mit eigentümlicher Betonung.

Schwarze Nacht, himmelhohe See, Brandungsgischt und Gehen um die Ohren, und vor sich, wie eine aufstauende, dunkle, schreckhafte Ahnung, etwas Gleichendes, Weißgezaghtes, Eitiges, Düsteres.

„In schräger Richtung sieht es besser aus, auf ein bißchen Wasser mehr oder weniger kommt es uns jetzt nicht an!“ Und mit geändertem Kurs ging es weiter einwärts; hie und da schob sich von rückwärts eine brandende Woge über das Verdeck.

Näher und näher kam das Schwarze, Gleichende, Zackige! Der Tod war's, welcher ihnen entgegengriste.

Jede Woge, die im Dunkel aufblühte, goß Schrecken in ihr Herz.

„Wenn es heute nacht zu unfrem Herrgott geht, so ist es gut, daß ich so wenig für eigne Rechnung in den Stangen habe!“ äußerte Nejer zum alten Vaas.

Bei den Aussichten, die sich aber nun aufthaten, verstummte jeder Mund.

Schwer und bleich zogen die Gedanken durch Nejer's Haupt. Das war ein unerwarteter Abbruch solch eines kraftvollen Lebens! „Vollwichtige Vursche, die es nach mir aufnehmen können, sowohl Jan als Jan Konrad! Und Sara, — soll sie mich nicht mehr auf der Brücke treffen? Das wird ein rascheres Ende, als mir's geküßte!“ Das Leben war mir ein Brautanzug, seitdem ich sie bekam.“ Er küßte den Südwest, um Luft zu kriegen!

Sein ganzes Dasein lag mit einem Male wie ein Spiegel vor ihm.

Nur hatten sie die brausende Brandung zu beiden Seiten. Plötzlich blißte es scharf und unmittelbar vor dem Bug auf.

„Nein, es geht wie mit meinem Vater, der auf dem Kirchengügel stand und gegen den Heringsfang predigte, — es nißt nichts, Anders!“

Im nächsten Moment stießen sie auf. Die Luft wurde weiß . . . die Brandung jagte über sie hinweg.

Unter den vielen Brackstücken und Rindhölzern, welche nach jener Sturmnacht überall auf den Klippen lagen oder zwischen den Schären schwammen, befanden sich wohl auch die von der Brandung zerschellten Spanten und Planken der Nacht. Aber ganz unbezweifelbar wurde das Unglück erst, als man eine Woche später das Brett, welches des Bootes Namen trug, einige Meilen südwärts hineingetrieben fand.

Jan kam mit der schweren Meldung und suchte bedachtam die Mutter so schonend wie möglich vorzubereiten. Sie griff aber gleich nach seinem Arm, und niemals sollte er mehr den Blick vergessen, mit welchem sie ihn ansah; es war, als durchschaute sie ihn wie Glas.

„Erzähle, mein Junge! Ich verstehe nicht, was Du sagst, aber ich merke mir jedes Wort! Erzähle von allem — genau . . . und alles!“

Sie wurde bleicher und bleicher, während sie ihm zuhörte . . . wollte einmal den Kopf auf den Tisch legen, richtete sich aber plötzlich wieder auf.

„Und das ist alles, Jan? Wenn Du etwas vergessen hast, so sage es mir!“

Sie ging hinaus, er wollte sie stützen.

„Danke, nein, mein Kind, laß mich allein sein!“ Und damit sperrete sie sich ein.

Sie waren in großer Angst um sie, da sie auch am nächsten Morgen nicht herauskam, und Jan ging nun zu ihr hinauf.

Er fand sie sitzend, in steirner Ruhe und ganz bleich.

„Du mußt hinunter kommen, Mutter, und Dich beschäftigen!“

Eine Weile sah sie noch unbeweglich und sah vor sich hin.

„So sehr hatte ich doch gemeint, Deinen Vater zu lieben, um ihn nicht überleben zu können. Aber so ist das Dasein nicht . . . und wir dürfen nicht stehen lassen, was er im Nafford begonnen hat, Jan!“

„Ja, ich erhielt meine letzte Aufmunterung, einen Stoß in den Rücken, Mutter, der mich auf den Strand warf. Nun aber weiß ich, warum es geschah: er wollte nicht zwei von uns auf ein Brett wagen. Es bedeutete so viel als, daß wir nicht hier sitzen und trauern sollen, Mutter, sondern vorwärts gehen und drauf los!“

Frau Betti Hennings als Nora.

(Residenz-Theater.)

Eigentlich war Frau Hennings Gastspiel eine gewagte Sache; sie fand hier ungünstige Bedingungen vor. Nicht als ob deutsche nationale Momente ihr hätten gefährlich werden können — das war von vornherein ausgeschlossen. Was man der deutschen Kritik auch immer vorwerfen mag, von nationaler Befangenheit ist sie frei, vielleicht sogar freier, als sich mit der Entwicklung unserer nationalen Kunst verträgt. Der sinnlose Kultus des fremdländischen liegt ihr immer noch näher als nationaler Dünkel, und vor allem Frau Hennings als Dänin durfte der wärmsten Sympathie sicher sein. Die letzte deutsche Generation hat von Scandinavien viel empfangen und so konnte das Gastspiel einer Dänin nur fremdliche Stimmungen auslösen.

Die Schwierigkeiten, die ich fürchtete, waren ganz anderer Art. Wir sind in den letzten Jahren gelegentlich von Schauspielern und

Schauspielerinnen überlaufen worden, die uns weniger etwas bringen, als vielmehr etwas bei uns holen wollten, nämlich Geld. Die Klauzige der Duse forderten mit ihrer rücksichtslosen Klamme die schärfste Kritik heraus und haben sie glücklicherweise auch gefunden. In Publikum und Kritik war eine Ueberfättigung eingetreten, die leicht zu dem Ausruf führen konnte: „Herrgott! Schon wieder eine ausländische Schauspielerin! Laßt uns doch endlich in Ruhe!“ Zu dieser Ueberfättigung kam dann noch ein anderer Umstand, der uns nach, nämlich, daß wir im Deutschen Theater eine Ibsen-Bühne besitzen, der man keine andre an die Seite stellen kann. Wir haben mit der Anerkennung des Auslandes nie geklagt; umsoweniger sind wir verpflichtet, unsere eignen Vorzüge zu verhehlen. Es steht nicht nur am Deutschen Theater, sondern überhaupt in Deutschland um die Schauspielkunst gut. Welch eine Reihe prächtiger Namen kann allein Berlin ins Treffen führen! Unsere dramatische Kunst ist, gemessen an der größeren Vergangenheit, nicht reich, ohne doch arm zu sein. In Bezug auf Schauspielkunst aber sind wir reich. Pardon!

Diese und ähnliche Betrachtungen flöhten mir Besorgnis ein. Ich sehe den Dänen näher als meine Kollegen im allgemeinen und so hätte ich eine Niederlage mit persönlichem Schmerz empfunden. Um so froher bin ich, daß ich einen schönen und warmen Erfolg melden kann. Das Publikum wurde mitgerissen, obwohl nur wenige die dänische Sprache verstanden. Frau Hennings hatte die Herzen bereits nach dem ersten Akt gewonnen.

Was unterscheidet ihre Nora von derjenigen der besten deutschen Schauspielerinnen? Sie ist zunächst allgemein gesprochen, intimer und wärmer. Daß die Dänen künstlerisch sehr intim sind, wissen wir alle. Ich brauche zum Beweis nur an F. P. Jakobsen zu erinnern, der an intimer Stimmung überhaupt von niemandem erreicht wird. Um diese nationale Tugend der Intimität zu erzeugen, werden viele Faktoren zusammenwirken. Vor allem wohl das nordische Klima, das eine Intimität des Hauses erzeugt, die ich in dieser Form sonst nirgends kenne. Für das dänische „Hygge“ hat auch die deutsche Sprache kein entsprechendes Wort; unser „gemütlich“ ist sozusagen lauter und weniger fein. Im nächsten käme mirer „traulich“, aber fälschlich bedeutet es doch eine andre Nuance. Dann hat Dänemark keine große Industrie, die mit ihrem Lärm und Geräusch die Intimität zum Teufel jagt, und endlich ist es ein wohlhabendes Bauerland, was gleichfalls der Intimität zu gute kommt. Die Not macht hart, merkwürdig, radikal. Vielleicht steckt hierin etwas von der Psychologie des Norwegers, die von den Dänen sehr verschieden sind, wie wenig es auch den Deutschen zum Bewußtsein kommt.

Frau Hennings' Nora ist durch und durch dänisch und eben darin liegt der Wert, den sie für uns Deutsche hat. Die Intimität und Feinheit, die sie der Gestalt giebt, kann eine deutsche Schauspielerin ihr nicht geben, aus dem zureichenden Grunde, daß sie eben eine Deutsche ist. Die Wohnstube des Advokaten Helmer füllt sie mit der feinen und traulichen Stimmung, die eben in Kopenhagen besser gedeiht als in Berlin oder anderswo. Hier bringt sie eine nationale Besonderheit mit, die wir gar nicht haben können. Mit Ausnahme des Herrn Peronne, der schwedisch sprach, sprachen alle Mitglieder der Truppe dänisch. Nichtsdestoweniger habe ich bei keinem Einzigen auch nur eine Sekunde vergessen, daß ich in Berlin war, und daß nicht, wenn ich das Theater verließ, der Osten Berlins empfangen würde. Sie brachten alle die Sprache ihrer Heimat mit; aber ihre Farbe und Stimmung brachten sie nicht. Frau Hennings aber riß mich aus allem heraus. Ich vergaß zunächst das Theater, dann Berlin und befand mich mit einem Schlag in dem traulichen wohlhabenden Heim des Advokaten Helmer in Kopenhagen. Frau Hennings hatte Dänemark mitgenommen, als sie ihre Koffer packte, um nach Berlin zu fahren, und das eben ist ihr Verdienst. Deutschland braucht nicht erst nach Deutschland gebracht zu werden. Auch braucht man uns keine künstlerischen Werte zu bringen, die wir selbst schon hervorgebracht haben. Sollen die ausländischen Gastspiele einen Sinn haben, müssen sie uns Dinge bringen, die wir nicht besitzen. Ein solches Gastspiel war beispielsweise das der Rejane. Und ein solches Gastspiel war auch das der Frau Hennings.

Ein Kollege meinte im Zwischenakt, daß sie fast zu viel niancierte. Nun kann eine Rolle ja zu viel Nuancen enthalten, dann nämlich, wenn man den Eindruck des Gräßlichen und Eisternen empfängt. Zu den besten Fällen kann man eine solche Schauspielerei geistreich nennen; sie begleitet ihre Leistung mit klugen Anmerkungen, die vielleicht interessieren, wenn sie auch nicht ergreifen. Unter Umständen kann die Fülle solcher Anmerkungen blenden, kann wie Neidichum aussehcn, obwohl sie ein sicheres Zeichen der künstlerischen Armut ist — der Armut an Gestaltungskraft. Wer eine lebendige Gestalt geben kann, verzichtet auf feilketonische Anmerkungen, seien sie an sich auch noch so fein. Anmerkungen vergißt man, schon weil man in zwischen bessere hört. Eine Gestalt vergißt man nie; denn jede künstlerische Gestalt existiert nur einmal. Was Frau Hennings gab, war eine Gestalt. Ihr Reichtum an Nuancen war kein Notbehelf, sondern eine Folge ihrer intimen und stimmungsreichen Kunst. Intimität und Stimmung bedingen schnellen und feinen Farbenwechsel innerhalb derselben Grundfarbe. Was auf diese Weise entsteht, sind keine Nuancen in des Wortes früher und unangenehmer Bedeutung; es sind Schattierungen und Uebergänge, ohne die das ganze Genre der Kunst nicht möglich wäre. Mit den künstlerischen Vorzügen Frau Hennings, die wir bisher geschildert haben, hängt ihre künstlerische Schwäche zusammen. In der großen Schlußscene, in der Nora mit ihrem Mann abrechnet, blieb die erwartete Steigerung

aus. So entsehrlich es ist, wenn in dieser Scene eine Art Pathos der Frauenrechtlerinnen Platz greift, so notwendig ist es, daß hier die Nora zur Größe emporwächst. Es ist leicht verständlich, daß es nicht geschah. Intimität und Wucht gehen selten Hand in Hand. Wer beides von einer Künstlerin verlangt, verlangt schließlich psychologische Wunder, und Wunder kann man in Kopenhagen so wenig wie in Berlin verrichten. Alles in allem aber hat uns das Gastspiel einen prächtigen Nachmittag verschafft. Man sagte mir, daß Frau Hennings am Tage ihres Berliner Debüts ihren Geburtstag feierte. Wenn von der warmen Stimmung des Publikums etwas auf die Bühne gedrungen ist, kann es nicht ihr schlechtester Geburtstag gewesen sein.

In der Umgebung der Künstlerin befand sich niemand, der mit unsren guten Schauspielern zu vergleichen gewesen wäre; an unsre besten darf man gar nicht denken. Eine Ausnahme möchte ich nur für Frau Rosenbergs machen, die als Frau Lind eine Scene von ausgezeichneter Kraft und Einfachheit hatte. Die Scene, in der Frau Lind sich mit dem bankrotten Juristen wieder zusammensucht, habe ich noch nie so gut gesehen. Bei aller Einfachheit war jeder Ton von der edelsten Empfindung durchdrückt. Vielleicht war Frau Rosenbergs für die Rolle allzu jugendlich; aber dieser Fehler verliert sich ja von selbst. —
Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

k. Die Künste der modernen „Schönheitsdoktorinnen“ erschaffen in neuester Zeit der „Garnsworth Magazine“ eine gründliche Beleuchtung. Es heißt da: „Eitelkeit muß Zwang leiden“, sagt ein altes Sprichwort und kennzeichnet damit eine uralte Erfahrung. Die heutigen Londonerinnen folgen nur dem Beispiel der Orientalinnen, Griechinnen und Römerinnen, wenn sie die Dienste von Mrs. Delta Watson, Conduit Street 53, in Anspruch nehmen. Tausende von Frauen besuchen sie jährlich, wiedergeschlagen bei dem Gedanken an ein vorzeitiges Alter, und sie verlassen sie in voller Hoffnung für die Zukunft. Mrs. Watson hat natürlich keine Zaubermittel zur Verfügung, sondern hat jahrelange Studien in Amerika, Paris, Brüssel und Aegypten gemacht. Ein böser Feind ist z. B. das Doppelkinn; dessen Behandlung wird folgendermaßen geleitet: Die „Patientin“ setzt sich in einen höchst eleganten Stuhl, und dann wird das Kinn mit Watte gewaschen, richtig massiert und gelinnet und ein Präparat Mrs. Watsons, „slenderine“ genannt, gebraucht, das in einer Woche vier bis sieben Pfund entfernt. Nun werden die schlaffen Muskeln um die Kinnlade durch ein Glasinstrument gereizt und belebt, das Kinn wieder gewaschen, massiert und mit einem Pulver zur Verhütung jeder Manheit bestreut. Mrs. Watsons Zimmer sind mit Photographien ihrer Patienten bedeckt. Da sieht man Mrs. Langtry und die Melba, unter den Damen, die sich einer fünfjährigen Behandlung unterzogen haben, deren Kosten allerdings eine vierstellige Zahl betragen. Klugeln werden nacheinander für je 100 M. weggebracht, wobei weder die Haut entfernt, noch Dampf oder Electricität angewendet wird. Mrs. Watson gebraucht nur ihre eignen Salben und sehr ingenüös erdumene kleine Instrumente. So plättet die „Lapillette“ sozusagen das Gesicht aus und ist ein passendes Hilfsmittel für die Anwendung von Creme. Ein andres hat die Form eines Paars kleiner Eisenhämmer zur Belebung der Muskeln, und der Fächer wird zum schnelleren Trocknen des mit Salben bedeckten Gesichts verwendet. Das Rot kommt aus Japan, wo die Frauen so wunderwolle „Molokisten“ sind, und wenn es auf Vaden, Kinn, Ohr usw. aufgelegt ist, die Augenbrauen mit einer dunkel färbenden Paste gehäutet sind, nimmt Mrs. Watson ein starkes Vergrößerungsglas und prüft kritisch ihre Arbeit, um keinen kleinen Fleck zu übersehen. Einen Ausflug von Schmutzpartikeln vertreibt man am besten durch Electrolyse. Man muß sich aber an eine tüchtige Kraft, wie Mrs. Pomeroy in der Old Bond Street, wenden. Electrolyse ist das einzig sichere Anstreichungsmittel überflüssiger Haare, denn sie werden mit der Wurzel von der elektrischen Nadel angezogen, gegen eine Entschädigung von 10 M. für dreißig Haare. Bei wenigen Haaren geht das schnell, aber bei üppigem Wuchs sind mehrere Sitzungen nötig, da sonst die Haut bei Entfernung dicht aneinanderstehender Haare entsetzt wird. Auch ein Mitternachts kann entfernt werden. Der schmerzhaften verrotteten Haut heilt Mrs. Pomeroy durch ein Dampfverfahren, besondere Massage und Electricität, wodurch die verkrüppelten Muskeln wieder dick werden, die rauhe Haut weich und sogar die Konturen geändert werden. Zwischen dem Arzt und dem „Schönheitsdoktor“ besteht übrigens ein sehr gutes Verhältnis, sie senden sich gegenseitig ihre Patienten zu. Da die Frauen einander die Quelle ihrer Trümpfe gern verbergen, findet man die Schönheitsdoktorinnen in London in vielen ruhigen Straßen, und an den Thüren befindet sich kein Schild. Auch Paris ist ein beliebtes Centrum dafür, besonders werden dort Augenwimpern gemacht. Dazu werden Kopfhaare ausgezogen, eingefädelt, richtig eingenaßt und dann in der nötigen Länge geschneitten und hübsch gekräuselt. Falls diese Wimpern nach einiger Zeit aus, so wird die Operation erneuert. Wer Sorge um sein Haar hat und es tizianrot gefärbt haben will, geht zu einem belantmen „Tizian“ nach Petersburg. Dieser Haarpräparatist, zu dem Leute aus allen Teilen der Welt strömen, braucht manchmal die einfachsten Mittel. So verordnete er gegen starken Haarausfall frischer Spect Silberweißes Haar kann durch Behandlung nicht

erzielt werden. Wenn man daher nicht eignes silberweißes Haar hat, muß man es laufen, was sehr teuer ist. Die Friseur bezahlen 800 M. für eine Unze davon. Man trägt heut zwar nicht mehr Perrücken, sondern eine sogenannte „coverette“, sogar Damen mit viel Haar tragen sie. Die Fofen tragen die Haare ihrer Damen in kleinen Kästchen von einem Landhaus zum andern und haben fertig frisierte Coiffuren für jede Gelegenheit. Eine „coverette“ oder „transformation“ aus natürlichem krausem Haar kostet 160 M., und hat man drei, so dauert das Trio mehrere Monate. Braucht man eine Frisur für den Morgen ohne Hut, eine mit Hut, eine für den Nachmittag, eine für Diners, eine für die Oper mit einer Tiara und eine fürs Theater mit einem einfacheren Schmel, so ist das ein ziemlich großes Conto; mit 3000 M. ist da noch nicht viel zu machen. Der geschickte französische Haarünstler M. Lys macht „transformations“, die nicht zu erkennen sind. Er lüftet das Haar flach zurück, kräufelt es und macht den Knoten. Ueber das zurückgelämmte Haar legt er dann den vorderen Teil und vermischt es mit dem Haar der Trägerin. Das glänzende Auge wird durch Eintropfen eines harnlosen oder auch gefählichen Mittels erzielt; es wird auch eine schwarze Wundbinde nachts darüber getragen, oder eine in einer Vorlösung getränkte Leinenbinde. Nachts trägt die Schönheitsfanatikerin überdies eine amerikanische Schönheitsmaske und besonders präparierte Handschuhe mit perforierten Handflächen, die mit einem Crème überzogen sind. —

Musik.

Wer hat sich nicht schon an symmetrischen Spielereien in der sichtbaren Natur gefreut? Wir spritzen auf ein Stück Papier Tinte, falten es drückend zusammen und erhalten nun zwei einander wie im Spiegelbild ent sprechende Figuren. Oder wir betrachten eine Landschaft durch unsere Beine hindurch oder in einer sie wieder spiegelnden Wasserfläche. Interessant ist in all diesen Fällen die Wirkungskraft rein formaler Verhältnisse: was an sich noch gleichgültig erscheint, giebt mit jenem Spiegelbild, seiner „symmetrischen Umkehrung“ zusammen ein reizvolles Ganzes. Nun versuchen wir Gleiches in der Musik. Wir nehmen irgend eine Melodie und verwandeln sie dadurch in ihr Gegenbild, daß wir das, was aufwärts geht, mit ganz genau gleichem Abstand nach abwärts, und das, was abwärts geht, ebenso nach aufwärts führen. Die Umkehrung darf aber nicht so, wie sie schon bisher allgemein üblich war, nach der herrschenden Tonart modifiziert werden, sondern muß völlig „Spiegelgleich“ sein: aus einem Ganzton nach oben wird ein Ganzton nach unten, usw. Die Sache läßt sich ja ohne weiteres an jeder Melodie ausprobieren. Und wie wir ein Racheinander von Tönen detart undrehen können, so vermögen wir es auch mit ihrem Miteinander, mit Accorden: aus einem Dur-Dreiklang aufwärts wird ein Moll-Dreiklang abwärts. So entsteht ein Dualismus, eine Polarität in der Musik wie in der Elektrizität: jedes + bekommt sein —. Das hat schon im 16. Jahrhundert Jarlino erkannt und haben seither mehrere Theoretiker näher verfolgt, zuletzt besonders A. v. Oettingen und G. Niemann, ohne jedoch durchzudringen; wir andern können uns immer noch allzuschwer an „Accorde nach unten“ usw. gewöhnen, obschon gegen die theoretische Konstruktion rein als solche nichts einzuwenden ist. Und wie die Hälfte einer tönenden Saite oder Pfeife den Oktavton, ihr Drittel den oberen Quintton, ihr Fünftel den noch höheren Terzton giebt, so daß der Geiger durch das Flageolet und der Bläser durch das „Ueberblasen“ die „Overtöne“ erzeugt: ebenso muß eine Saite oder Pfeife von doppelter Länge die Unteroktave, von dreifacher die nächst tiefere Quinte, von fünffacher die noch tiefere Terz (von *or* also *As*) geben, so daß die „Overtöne“ ihre symmetrischen „Untertöne“ finden. Könnten wir diese nur einmal wirklich aus einem Tone heraus so zu hören bekommen, wie aus ihm heraus die Overtöne zu hören sind!

Professor Hermann Schröder behauptete, die Unterlöne auf einer Geigenaite durch veränderten Strich — also durch ein Gegenbild des Flageolets — erzeugen zu können. Hätte er sie uns doch wirklich zu hören gegeben! Im übrigen war sein Vortrag am vorgestrigen Sonntag: „Die symmetrische Umkehrung in der Musik“ eine glänzende Illustration zu allem vorher Gesagten. Wir hörten Melodien, die wir erraten sollten, in Umkehrung — was zum Teil bis zu parodistischen Effekten ging. Der tiefste Ernst der Sache aber schien mir in dem klingenden Beweis dafür zu liegen, welche einander gegensätzlichen Ausdrucksformen dabei zu Tage kommen können! „Wenn sich zwei Herzen scheiden“: dieses schwermütige Lied wurde in der Umkehrung zu einem hellen Jubel: „Wenn sich zwei Herzen finden.“ Derrn Professor Schröder mögen die Verwechslung mittelalterlicher mit antiken Tonfolgen, die Verleumdung des Einflusses der modernen in den ersten und der unhistorische Seitenhieb auf die moderne Halbtonmusik („Chromatik“ verglichen werden; und wie weit seine Sache mit Spielerei ist, weiß er wohl selber, daß wir aber auf diesem Wege zu Erweiterungen unseres Systems von Tonfolgen gelangen, muß all denen eine Freude sein, die schon längst danach drängen.

Der „Berliner Tonkünstlerverein“ (sozusagen der eigentliche Berufsverband der hiesigen Tonkünstler) hat sich durch die gastfreundliche Veranstaltung dieses Vortrages neue Verdienste zu seinen bisherigen erworben, die ohnehin, wie schon sein jetziger Jahresbericht zeigt, nicht geringe sind. Zu musikalischen Räten wird

man sich an ihn kaum vergebens wenden. Außerdem führt er, soweit ich schätze, mehr Novitäten auf, als alle andern Musikmächte Berlins zusammen. Um aber den Philharmonikern, die sonst darin auch nicht sehr stark sind, kein Unrecht zu thun, bemerke ich, daß sie in ihrem letzten Nidisch-Konzert, das mir durch Kollision entging, eine symphonische Dichtung „Clair und Lancelot“ von Anton Webern brachten, eines seit längerem in Amsterdam auch durch historische Konzerte wirkenden Komponisten. Aus dem Programmbüchlein konnte ich nur entnehmen, daß es sich um typische moderne Motive mit der üblichen Verarbeitung zu handeln scheint.

Man überschätze aber nicht den Abstand zwischen einer solchen Eindrucksspur und dem Eindruck vom wirklichen Hören des Ganzen. Urteile nicht nach dem Erstenmalhören über eine Komposition“, sagt Robert Schumann. Er hat Recht; aber schließlich hat die aktuelle Musikkritik auch ihr Recht — wenn man's nur relativ genug nimmt. „Die Seligkeiten“ des Franzosen César Franck (1822—1890), eines der vielen im Leben nicht recht Anerkannten, nach Einmalhören zu beurteilen geht noch schwerer, als dies sonst geht. Der Text lastet auf uns durch seine Glendigkeit, die Musik durch die Gewalt des in ihr entfaltenen Könnens, und die „Singakademie“, die das Werk neulich brachte, durch manche noch immer nicht abgestellte Gepflogenheiten. Doch war Herr Direktor Georg Schumann's Arbeit mit den Chören aller Ehren wert, zumal bei einem Werk, dessen Wahl allein schon für jenes Institut einen Aufschwung bedeutet. In diesem und bereits in manchen andern Konzerten gab es „Musikführer“ aus dem Verlage von Hermann Seemann Nachfolger (Leipzig), der uns überhaupt schon manches Gute gebracht hat; sie enthalten zwar auch überflüssigen und ungeraden Schwulst, sind aber sonst um so mehr zu empfehlen, als das Eindringen in den Gehalt und Bau von Kompositionen heutzutage noch vielleicht die dunkelste Partie unsrer Musikbildung ist. — sz.

Humoristisches.

— Die Kugelgestalt der Erde. Sergeant Müller hat kürzlich vertretungsweise die wissenschaftliche Instruktionsstunde übernehmen müssen. An der Hand seines Leitfadens müht er sich nun, den Sterks die Lehre von der Kugelgestalt der Erde beizubringen. „Also früher glaubte man, die Erde sei eine Scheibe. Aber das könnt Ihr Euch doch selber denken, daß das nicht stimmt. Heutzutage weiß man eben, daß die Erde eine Kugel ist. Wer das etwa nicht einsehen will, der kam mal 'n paar Stunden tiefe Kniebeuge mit Gewehrfreden üben! Es giebt aber auch noch andre Gründe für die Kugelgestalt der Erde.“ —

— Ehrlich. „Sag mir aufrichtig, Karl, was hättest Du gethan, wenn ich Dir nein gesagt hätte?“

„Das will ich Dir aufrichtig sagen: meine Zahlungen hätte ich eingestellt.“ — („Simpl.“)

Notizen.

— C. Karlweis, dessen Stück „Der neue Simson“ vor einigen Tagen mit Erfolg über die Bretter ging, ist im Alter von 53 Jahren in Wien an Leberkrebs gestorben. —

— In Grönland giebt es eine einzige Zeitung, die Wogenschrift „Atuagadliutit“. Die Zeitung wird geleitet, gesetzt, gedruckt, expedit und sogar illustriert von einer und derselben Person Namens Lars Moeller. —

— Das Landgericht München I hat jetzt im objektiven Verfahren die Einziehung des Buches von Panizza, „Parisianna, deutsche Verse aus Paris“, verfügt. Panizza war wegen dieses Buches in Anklagestand versetzt, es wurde jedoch das Verfahren gegen ihn eingestellt, nachdem er von den Irrenärzten als unzurechnungsfähig erklärt worden ist. —

— Das Schauspielhaus bereitet eine Neueinstudierung von Shakespeares „Richard III.“ vor; Pohl wird die Titelrolle spielen. —

— Holzogen wird sein neues Theater in der Köp nickerstraße am 15. November ex. mit dem Einakter „Die Medaille“ von Ludwig Thoma eröffnen. —

— Oberregisseur Teglass vom Opernhause ist von seiner Stellung zurückgetreten. —

— „Das süße Mädel“, Operette von Alexander Landsberg und Leo Stein, Musik von Heinrich Reinhardt, fand bei der Auf führung im Wiener Carl-Theater reichen Beifall. Direktor Ferenc hat das Stück für das Berliner Central-Theater erworben; dort wird es am 16. November in Scene gehen. —

— Fünf Künstlervereinigungen, die „Gesellschaft deutscher Aquarellisten“, der „Künstler-Beckklub“, die „Freie Kunst“, der „Märkische Künstlerbund“ und der „Klub Berliner Landschaftler“, veranstalten am Sonntag, den 3. November, eine gemeinsame Ausstellung im Künstlerhause (Wellebuestr. 3). Die Ausstellung bleibt bis zum 29. November geöffnet. —

— Die „Neue Gemeinschaft“ feiert in der Nacht vom 29. zum 24. November in der „Urania“ (Taubenstr.) das „Fest des Todes“. Einladkarten zu 3, 2 und 1 M. sind vom Heim der „Neuen Gemeinschaft“ (Ablandstr. 144) zu beziehen. —